

SCHWEIZERDEUTSCHES WÖRTERBUCH

Schweizerisches Idiotikon

BERICHT
ÜBER DAS JAHR
1949

★

Zürich 1, Untere Zäune 2

Leitender Ausschuß

- Regierungsrat Dr. R. Briner, Zürich, Präsident
Dr. F. Burckhardt, a. Direktor der Zentralbibliothek, Zürich, Vizepräsident
Prof. Dr. R. Hotzenköcherle, Zürich, Schriftführer
Prof. Dr. Max Wehrli, Zürich, Quästor
Prof. Dr. W. Altwegg, Basel
Prof. Dr. W. Clauß, Küsnacht-Zürich
Dr. H. von Grebel, a. Bezirksgerichtspräsident, Zürich
Prof. Dr. W. Henzen, Bern
Prof. Dr. A. Largiadèr, Staatsarchivar, Zürich
-

Redaktion

Prof. Dr. O. Gröger, Dr. G. Saladin, Frl. Dr. C. Stockmeyer, Frl. Dr. I. Suter, Dr. H. Wanner; Sekretariat: Frau H. Kaufmann.

Adresse: Zürich 1, Untere Zäune 2, Tel. 32 36 76.
Postcheckkonto VIII 9590.

BERICHT

über den Gang der Arbeiten am Schweizerischen Idiotikon im Jahre 1949

1. Aus dem **Leitenden Ausschuss** nahm Herr Dr. P. Jaberg seinen Rücktritt. Dem aus unserm Kreise Scheidenden folgt unser wärmster Dank für seine Mitarbeit, insbesondere für seine wertvolle Hilfe bei der Durchführung der Werbeaktion im Jahre 1947.

Der Bestand des **Redaktionsstabes** blieb unverändert. Als Hilfskraft für die Vorbereitung der Neuauflage des Quellenverzeichnisses wurde während vier Monaten Herr Th. E. Blatter beschäftigt.

2. **Finanzlage.** Im abgelaufenen Jahr sind an Subventionen eingegangen: Vom Bund Fr. 30 000.— (Vorjahr Fr. 30 000.—), von den Kantonen Fr. 27 064.— (Fr. 19 400.—), von der Stadt Zürich Fr. 3000.— (3000.—), von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich Fr. 1000.— (Fr. 1000.—).

Wir sprechen den eidgenössischen Behörden unsern wärmsten Dank aus; ebenso danken wir den Kantonsregierungen, daß sie den Empfehlungen und dem Verteilungsvorschlag der Kantonalen Erziehungs-Direktoren-Konferenz größtenteils in so erfreulichem Maße gefolgt sind. Weiteren Dank schulden wir der Stadt Zürich und der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich für ihre Zuwendungen. Die Betriebsrechnung (s. Anhang) schließt aber trotz der Zunahme der jährlichen Beiträge mit

einem Defizit von Fr. 11 686.86 ab, das wir nur aus den im Jahre 1947/48 gesammelten privaten Spenden decken konnten.

Sodann sind wir im abgelaufenen Jahr durch Vermittlung der Schweizerischen Kreditanstalt mit einem Legat von Fr. 10 000.— aus dem Nachlaß von Herrn Max Müller-Mettler sel., Zürich/Risch, bedacht worden, wofür wir den Erben und der Testamentsvollstreckerin unsern verbindlichsten Dank aussprechen. Außerdem sind nochmals einige private Spenden von zusammen Fr. 149.— eingegangen; wir danken den freundlichen Gebern auch an dieser Stelle wärmstens.

3. E r t e i l t e u n d e m p f a n g e n e A u s k ü n f t e.
Auch dieses Jahr waren zahlreiche Studenten bei uns zu Gast, um unser ungedrucktes Material für ihre Arbeiten zu benützen.

Wie wir selbst immer wieder um sprachlich-wissenschaftliche Auskünfte ersucht werden, so benötigen wir unsererseits des öfters solche von Archiven, wissenschaftlichen Instituten, Fachgelehrten und weiteren Gewährsleuten, die uns je und je bereitwilligst erteilt werden. Wir danken an dieser Stelle für alles Entgegenkommen.

4. G e s c h e n k e v o n B ü c h e r n , l e x i k o g r a p h i s c h e m M a t e r i a l u n d a n d e r m .
Bücher, Zeitschriften, Sonderdrucke u. ä. wurden uns überlassen von nachstehenden Persönlichkeiten und Firmen: Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz, Atlantis-Verlag (Zürich), Herrn Th. E. Blatter (Zürich), Verlag Francke AG (Bern), Buchdruckerei Keller & Cie. (Luzern), Kommission für Heimatkunde (Dietikon), Herrn Prof. Dr. H. Marzell (Gunzenhausen, Deutschland), Herrn Gustav Müller (Lausen), Museumsgesellschaft Winterthur, Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen, Verlag Sauerländer & Cie. (Aarau), Herrn Prof. Dr. M. Szadowsky (Chur), Herrn Prof. Dr. Hans Georg Wirz (Bern).

Wortmaterial sandten uns freundlichst zu: Frau Prof. Arnold Heim (Zürich), Frau M. Wegmüller (Bern) sowie die Herren A. Hakios, Lehrer (Zürich), Pfarrer Albert Iten (Risch), Thomas Heiz, a. Lehrer (Ennenda), Gustav Müller, Lehrer (Lausen), Prof. Dr. M. Szadrowsky (Chur), Werner Wild (Zürich).

Herr Dr. med. Gabathuler, a. Arzt, hat seine im Hinblick auf die Wartauer Mundart vorgenommene Durchsicht und Ergänzung unseres unveröffentlichten Zettelmaterials abgeschlossen.

Ferner hat uns die Kantonale Zentralstelle für Büromaterialien in Zürich einen größeren Posten Büro- und Archivmaterial geschenkweise überlassen, was uns eine wesentliche materielle Hilfe bedeutete.

Wir danken verbindlichst für alle Spenden und alle Mithilfe.

5. Über die Arbeit am Wörterbuch und den Inhalt der beiden im Berichtjahr erschienenen Hefte 136 und 137 meldet die Redaktion:

Die Gruppe *statz* — *stutz*, die noch ins 135. Heft zurückreicht, enthält zwei Gerätbezeichnungen, *Stetzler* und *Stützen*, die möglicherweise beide als fremdes Sprachgut anzusehen sind.

Das seiner Herkunft nach dunkle Wort *Stetzler* — es bezeichnet ein kurzes, dolchartiges Messer, wie es jeder Bürger bei sich trug — darf vielleicht am ehesten zu bairisch-österreichischem *statzen* (mit einer Grundbedeutung «steif aufgerichtet sein») gestellt werden. Es taucht in den Vierzigerjahren des 15. Jahrhunderts plötzlich auf und läßt sich bis etwa Mitte des 16. nachweisen, und zwar in einer und derselben Quelle, den Zürcher Rats- und Richtebüchern. Diese hätten es uns wohl kaum aufbewahrt, wäre nicht der «stetzler» seiner friedlichen Bestimmung häufig entfremdet und als Waffe in Raufhändeln verwendet worden. Aber als Gelegenheitswaffe! Beklagte pflegen dies vor Gericht zu betonen, um sich damit vom Verdacht des vorsätzlichen Friedbruches zu

reinigen. Auf meist vom Zaun gebrochene Händel deuten auch die übrigen Zufallswaffen, derer im Wechsel mit «stetzler» in jenen Gerichtsprotokollen Erwähnung geschieht. Einer sieht sich gezwungen, seinen «stetzler» zu ziehen, weil sein Gegner «einen liechtstock zuo im» wirft, ein anderer, weil dieser «einen brottkorb» ergreift und, wie er ausweicht, ihn «mit einem stecken, wol zuo dry malen» schlägt. Wieder ein anderer wird «mit dem holtzschuoch an sinen kopff geschlagen», und einem vierten endlich läuft der Widersacher «mit einem schit die stägen hinab nach».

Noch näher liegt der Gedanke an eine fremdsprachliche Entlehnung bei *Stīze*, das Krug, kleinere Kanne (auch als Maßgefäß), vereinzelt auch Kübel der Küfer und der Wäscherinnen bedeutet; sind ja doch nicht wenige unserer Maß- und Gefäßbezeichnungen fremden Ursprungs. Aber woher entlehnt? Das Auftreten unseres Wortes fällt ziemlich genau in die Zeit des beginnenden Söldnerwesens, da unsere Reisläufer mit romanischen Sprachen in Berührung kamen; doch fehlt sowohl im Französischen wie im Italienischen jede Möglichkeit eines Anschlusses. Jedenfalls ist es *Stīze*, im Gegensatz zu *Stetzler*, gelungen, sich auf unserm Sprachgebiet — und hauptsächlich dort — regelrecht einzubürgern und bis auf den heutigen Tag lebendig zu erhalten, ja sich sogar als Lehnwort welschschweizerischen und rätoromanischen Boden zu erobern. Treffen wir das Wort als *Ölstīze*, Ölbehälter(chen), und als *Kaffēstīze*, Kaffeekanne, in der täglichen Sprache des gewöhnlichen Haushaltes an, so tritt es uns als *Mēß-*, *Nachtmāl-* und *Taufstīze* in der kirchlichen entgegen. Der Volksbrauch kennt es noch im letzten Jahrhundert als *Brūtstīze*, Gefäß, das der Vater des Bräutigams den Neuvermählten bei der Heimkehr von der Hochzeitsreise kredenzte, und als *Chindbettstīze*, woraus der Kindbetterin nach dem ersten Kirchgang ein Trunk geboten ward.

Die Glanzzeit der *Stīze* liegt aber, wie unsere viel zahlreichern ältern Belege zeigen, in der Vergangenheit.

Sie ist vor allem Weinkanne. Der Vorwurf in Hans Rudolf Manuels «Weinspiel» an die Weiber: «Si henkend ouch gern s mul an stitzen», meint nichts anderes, als daß sie allzugern dem Wein zusprechen. Und wie der St. Galler Chronist Johannes Keßler mit andern Schweizern zum Studium in Wittenberg eintrifft, so bringt ihnen Luther «an hoch bierglas» zum Willkommenstrunk, «verenderet» aber dann «das glas, bot dafür ein stinzen mit win, sprechend: das bier ist üch unheimisch und ungewon, trinken den win.» Große Sorgfalt und die ganze Kunst des damaligen Handwerks wird auf die Herstellung des Gefäßes verwandt. Neben «schlechten» wird eine «schön gemodelt Stinzen» oder eine «Steitze von tribner Arbeit» genannt, neben messingenen, kupfernen, steinernen, zinnernen erscheinen silberne, «vergülte» und «guldene»; der Engelberger Klosterschatz enthält sogar solche aus «Terpentin» (Serpentin), «mit silber gefasset» oder «mit silbervergultem Deckell». Kein Wunder, daß bei solch kunstvoller und kostbarer Ausführung die «Stitzen» als Geschenkartikel beliebt sind, daß sie aber auch lüsterne Blicke auf sich ziehen und nicht selten «verstoln» und «verunthrüwet» werden.

Die Gruppe *stotz*, *stutz*, *stütz* bildet ihrem Ursprung nach eine Einheit. Diese wird doch wohl auch durch *stutze* im Sinn von zurückschneiden nicht gesprengt, das man etwa auf ein altes — nicht belegtes — *stuckezen*, einer Nebenform zu *stucken*, zurückzuführen versucht hat. Es ist nicht das einzige Mal, daß uns bei den Wörtern dieser Sippe neben der Grundvorstellung des steil, starr Aufsteigenden, Emporragenden auch die des Verkürzten, Abgestumpften entgegentritt; man denke z. B. an die zwei mundartlich noch sehr lebendigen Verwendungen von *Stotz(e)* für das Bein, den Schenkel eines Tieres einerseits und ein becherartiges, kübelartiges Gefäß anderseits.

Der ganzen Sippe hat unser Mundartgebiet reiche Entfaltungsmöglichkeiten geboten. Da ist einmal das Wort

Stutz, das seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in unsern Quellen erscheint und heute zur meist gebrauchten Bezeichnung für ein steiles, abschüssiges Gelände geworden ist. *Kei Mönch het mē hinder em Stutz ag'halte*, oder *dā stande d'Stieren am Stutz*, sagt etwa die Mundart, wo die Schriftsprache «am Berg» gebrauchen würde. Kaum zu zählen sind die Ortsnamen, in denen *Stutz*, sei es allein, sei es in Verbindung mit andern auf Lage, Beschaffenheit u. ä. deutenden Wörtern, sich über das ganze Land verbreitet hat. «*Stutz*» und «*Stouzelet*» im welschen freiburgischen La Roche zeigen, mit andern alemannischen Ortsnamen, daß früher die deutsch-französische Sprachgrenze weiter westlich verlaufen sein muß.

Das Zeitwort *stütze* lebt auf Schweizerboden außer in den aus dem Hochdeutschen bekannten Bedeutungen «mit einer Stütze versehen» und «stemmen» noch in einer andern weiter, die heute vor allem dem Walserdeutschen und seinen Nachbarmundarten eigen ist, in älterer Zeit aber eine größere Verbreitung gehabt haben muß. Als eigentliches Bewegungsverb drückt es, mit verschiedenen seiner Zusammensetzungen, eine Bewegung in (mehr oder weniger) senkrechter Richtung aus. Zunächst und vor allem nach oben; es kann sich dabei um ein Aufstellen, (sich) Aufrichten, wie um ein Aufsteigen in eine höhere Lage handeln. Wieder begegnet uns das steile Gelände; von einer steilen Alp in Grindelwald heißt es: «*Der lieb Gott hed ekei Platz g'häben, fir se z'legen, due hed er si due g'stitzt*. Ebendasselbst heißt es von den *Murwendi*: *si stitze si*, machen das Männchen. *D'Finger stitze* wird in Klosters auf die drei Schwurfinger der rechten Hand bezogen und läßt sich geradezu mit «einen Eid leisten» wiedergeben. Im Berner Oberland *stützt* man die Ohren, die man anderswo *spitzt*. Nicht selten berührt sich dieses *stütze* inhaltlich mit *stotze*. Ein Mann in einer Erzählung aus dem bündnerischen Valsertal *hed e Müllistei . . . an d's Chappeli zue g'stützt*; seither *stotzt* der Stein *an der Müre*. *D'Wälder Glasmanne* — die wei-

•

Ben Kumuluswolken über dem Schwarzwald — *stotzen uff*, sagte man noch im letzten Jahrhundert im Fricktal, «das gewülck stützt sich», «die wulcken haben sich gestützt», in Zürich im 16. Jahrhundert.

Eine Leiter wird *g'stützt*, *ag'stützt*, aufrecht angelehnt, aber auch *umg'stützt*, umgeworfen, oder sie *stützt um*, fällt um. Als Bewegungsverb kann *stütze*, nach dem ihm innewohnenden «Gegensinn», auch eine abwärtsgerichtete Bewegung, ein Stürzen, sein, transitiv in der Bedeutung von um-, hinunterwerfen und intransitiv in der von um- oder hinunterfallen. Jeder aufrechtstehende Gegenstand läßt sich (*um*)*stütze*: ein Wagen, den der Fuhrmann ungeschickt lenkt, ein Gefäß, das man neigt, um es zu leeren. Auf glattem Schnee *het's eim*, wie man im Berner Mittelland sagt, *unerchannt chönne stütze*; beim Tanzen ist, nach einer Angabe aus Vals, *öppen es Pärli umg'stützt*. «Die Buben *s̄n in d'Lutze g'stützt*», auf den Misthaufen, heißt es in einem Kiltliedlein aus dem piemontesischen Macugnaga. Auch vor Abstraktem macht das Wort nicht halt: der Freiburger *stützt* etwa eine Regierung, die ihm nicht paßt, der Obwaldner eine veraltete Alpordnung.

Es folgen die mit *str-* anlautenden Wortsippen, die letzten des Buchstabens S, der insgesamt fünf umfangreiche Bände füllen wird. In der vordersten Reihe stehen Wörter, die hauptsächlich in der sinnlich-volkstümlichen Sprache leben.

Das besonders aus dem Berndeutschen bekannte Wort *strüb* ist in seiner sinnlichen Grundbedeutung weit über die westlichen Mundarten hinaus verbreitet. Wie der Berner und Walliser braucht auch der Bündner, St. Galler und Appenzeller Bauer *strüb* für die rauhe, struppige Beschaffenheit des Tierfelles, besonders beim Rindvieh. Wenn es sich nicht gerade um altrassiges Grindelwaldner Vieh handelt, ist diese Beschaffenheit eher ein Kennzeichen dafür, daß die Tiere unter Nässe, Kälte oder

Krankheit leiden. *Sëchsedrībgi hed er* (der Senn) *met em g'no*, erzählt der Appenzeller J. Hartmann, *ond . . . met eme Totzet rüche, g'strobe Tierli hed er no chöne hēwärts fare*, nach der *Lungesüch*. Der Ausdruck wird natürlich auch auf den menschlichen Haarwuchs angewendet und auf anderes übertragen, bei dem es sich um eine rauhe oder krause Oberfläche handelt. Da wird z. B. in einem Schullesebuch von 1829 dargestellt, wie die Zapfen der Rottanne «sich öffnen oder strub werden». Erscheint leichtes, krauses Gewölk am Himmel, so heißt es in Habkern im Berner Oberland: *Es schönēt nid lang, es stōbt dert sövel strūbi Hilwi füre*. Im Wallis sagt man: *Der Wäg ist strūbe*, wenn er «rauh, mit halbgeschmolzenem Eis bedeckt ist, so daß es unter den Tritten krachet und der Schritt nicht so schnell ausgleitet wie bei Glatt-eis.»

Ähnlich wie die natürliche Beschaffenheit kann unter Umständen die ungepflegte Erscheinung wirken. *E strūbi Chue* kann auch eine ungestriegelte Kuh sein, und *strūbs Hār* heißt weitherum «ungekämmtes, zerzaustes Haar». «*Es ist g'strūpts*, das heißt noch nicht *g'strālet*» sagt man z. B. im Avers, und in Mutten nennt man ein unordentlich gekämmtes Frauenzimmer *e strūbi Flortsche*. Dieser Gebrauch des Wortes wird nun auf alles Mögliche ausgedehnt, das unordentlich und verwahrlost, häßlich oder widerlich erscheint. Ein altes Überhemd *isch richtig afen echlin es strūbs*, ein *Ankeblättli e strūbi*, *übelzitigi Schirbe*, die verwahrlosten Familien einer Gemeinde sind die *strūbste Hūshaltige*. Es kann einem aber auch *öppis Strūbs uf d'Zunge cho*, oder *der Äcken ahe g'lüffe sī*. Alle diese Zitate stammen aus dem Berndeutschen, wo sich unser Wort besonders üppig entfaltet, wie es einem ja auch in Gotthelfs Erzählungen auf Schritt und Tritt begegnet, in spätern Ausgaben dann etwa durch gemeinsprachliche Ausdrücke ersetzt wird. So heißt es z. B. in «Uli der Knecht» von Vreneli: «Es meinte nicht, um eine rechte Hausmutter zu scheinen, müsse es so recht strub und wüst daher kommen, um dann sagen zu können,

wenn man in allem sein müsse, so könne man nicht g'sunntiget sein», was in der Ausgabe von 1850 mit «unordentlich und wüst» ersetzt wird. Anderwärts wird *strüb* speziell vom schlechten, kranken Aussehen gebraucht — möglicherweise eine Übertragung der Bezeichnung für krankes (darum struppiges!) Vieh auf den Menschen. *Ich gsëch echli g'strob ond ag'greffen üs*, schreibt ein Appenzeller. Dementsprechend wird im St. Galler Oberland ein Krankheitszustand *Strübi* genannt.

Bei der Bedeutungserweiterung zu «unordentlich, schlecht, krank» hat unser Wort mit dem Verschwinden der Vorstellung des Krausen, Struppigen seinen ursprünglichen Begriffsinhalt verloren. Der nächste Schritt der Entwicklung führt zur Einbuße des visuell Wahrnehmbaren überhaupt: man sieht nicht mehr etwas Häßliches, sondern empfindet menschliches Benehmen, unfreundliches Wetter, bestimmte Vorgänge oder Zustände als *strüb*, d. h. rauh, hart, schwierig. Dem *strübe Gast* des Berners entspricht der *wüest Gast* des Zürchers, *g'strübi Heiligi* heißen im Thurgau die Eisheiligen. *Der Lärer het e Stube volle Göfe, und zwor ein g'strübere as der ei*, erzählt ein Toggenburger. *Di ganzi Wuche het es strüb Wëtter g'macht*, sagt der Berner, *hüt ist strüb* (trübe und kalt) der Prätigauer. Für die verschiedenen Schlechtwetterformen stehen die Bezeichnungen *Strübete* oder *Strübüssete* und *Strübi* zur Verfügung. *E ströubi Arbeit* kennt auch der Engelberger, *en g'strübe Rumpel* (für einen Aufruhr) der Werdenberger. Eine Reihe dramatischer Stücke in Berner und Aargauer Mundart trägt die Titel *E strübi Wuche*, *En strübe Morge*, *Strübi Zite*. Auch in bestimmten verbalen Verbindungen ist das Wort geläufig. Man sagt: *Es geit strüb, chunnt strüb* (im Berndeutschen), *es gät strüb zue* (in Graubünden und Obwalden), *g'strob zue und hër* (in Appenzell), *'s ist em g'strüb g'gange* (im Entlibuch, in Glarus und St. Gallen), und scherzhaft schreibt ein Toggenburger: *e bitzeli g'strüb tued's fast alle . . . am Mäntig de Morge*, d. h. es fällt allen schwer zu arbeiten.

Unter den verschiedenen Ableitungen von *strüb* taucht *da* und dort wieder der ursprüngliche Sinn des Wortes auf. So z. B. wenn ein bekanntes Gebäck von krauser Form den Namen *Strübli* trägt oder wenn die Oberflächenwellen, die eine Kräuselung des Wassers bewirken, am Brienersee *Stribi* genannt werden. Das abgeleitete Zeitwort *strübe* ist in der lebenden Mundart nur schwach vertreten; es wird meist durch das auf eine andere Wurzelstufe zurückgehende *struble* ersetzt. Dagegen konnte es in der ältern Sprache noch gebraucht werden, wie folgendes Sittenbild aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts beweist: Margret Bumanin klagte vor dem Zürcher Ehegericht «Heinrich Klunz were ein liederlich man, welte nicht werchen, vertät iren gern das ire, fräße ir den nydel ab der milch, und als sy in mit der ax schlüege und von ir stieße, bedüchte sy, er wölte fallen, do erwutschte sy im bim har, das er nit fiele, und erstrubete im den grind a wenig».

Streich und *Strich* sind, historisch gesehen, Ableitungen zu *strichen* und stehen zueinander, sprachgeschichtlich ausgedrückt, im Ablautsverhältnis, bilden daher im Wörterbuch besondere «Sippen». Demgemäß lassen sich die einzelnen Bedeutungen der Hauptwörter jeweils einem bestimmten Bedeutungsgebiet des Zeitwortes zuweisen, während sie untereinander verschiedene Wege gehen. So steht bei *Streich* im Vordergrund eine Bedeutung: «Hieb, Schlag», aus der sich unschwer die von «Tat, Handlung», im besondern «übermütige, mutwillige Handlung», verstehen läßt. Die Bedeutung «Hieb» knüpft an eine in der lebenden Sprache erloschene Verwendung des Zeitwortes im Sinne von «prügeln» an, die selbst wohl, wie ähnliches *salben*, *schmirwen* wahrscheinlich macht, letztlich auf die Vorstellung, «etwas streichend auf etwas auftragen» beruht: «mit (der) ruoten strichen» ist eine in den ältern Quellen immer wieder erwähnte Straffart. Dagegen gruppieren sich die Bedeutungen des ablautenden *Strich* wesentlich um die Vorstellung eines

Formelementes, Zeichens: *en grade, chrumbe Strich* wird auf das Papier gemacht, *es Büscheli Strich* bekommt, wer beim Jassen verliert, und auch, wenn wir etwa jemand *uf em Strich* haben, so beruht diese Redensart letztlich auf derselben Vorstellung, wie die gleichbedeutenden *uf em Chritz ha, uf der Latte ha* zeigen. Andererseits bestehen in der Entwicklung der beiden ablautenden Partner doch auch wieder gewisse Parallelismen. So kommen die Wendungen *uf ein Strich* und *in eim Streich* in gleicher Weise zur Bedeutung «auf einmal»; weiter versteht sich aus *in eim Streich* ohne Schwierigkeit der Schritt zur rein zeitlichen Funktion *in all Streich*, «alle Augenblicke» (wofür anderwärts *all Fart, Gäng, Gürt, Hick, Chër, Ruck, Ränn, Rüng, Ritt, Ritz, Schiß, Schutz* gilt) und in zählendem *zwē Streich* «zweimal». Der *Streich* im Sinne von «Wegstrecke» — *wenn der Hirt nit guet luegt, so sind sch' (die Ziegen) handchërum en Streich in de Heubërge dure*, sagt ein Nufener — berührt sich nahe mit dem *Strich* im Sinne von «Landstrich»: *es hät dë Strich, i dëm Strich g'wëtteret*, kann man weitherum hören. Zu den ursprünglichen Berührungen kommen spätere Vermischungen, indem einerseits «strich» sich gelegentlich für «streich» im Sinne von «Schlag» findet, so wenn es 1449 in den Zürcher Ratsbüchern heißt, «dir mochtint wol strich . . . werden», 1690 in einer andern Zürcher Quelle, «(Soldaten hätten) ein Krämersweib mit Strichen mißhandelt», andererseits neben das geläufige *Finken-Strich* sich in etwas veränderter Bedeutung ein *Finken-Streich* stellt, wovon J. Stutz mit den Worten warnt: *Do macht men ietz kei Finkestreich*, und die ein Zürcher Verhörrichter 1832 dem Angeklagten mit den Worten verweist: «das sind alles Finkenstreiche».

Aus der im Mittelpunkt stehenden verbalen Sippe seien einige zugleich wort- und sachgeschichtlich bemerkenswerte Bedeutungsgebiete herausgegriffen. Als Spezialisierungen aus der Grundbedeutung «streichend über etwas fahren» ergeben sich beim einfachen Zeitwort die auseinander liegenden Bedeutungen «ein Fuhrwerk brem-

sen» und «mit dem Ruder steuern», von denen die erstere, dem Schaffhauser Gebiet eigentümlich, sich nicht in die ältere Sprache zurückverfolgen läßt, die zweite, heute nur für das Berner Seeland bezeugt, früher weiter herum gegolten hat, wie das für Bern, die V Orte und Zürich belegte, abgeleitete weibliche Hauptwort *Strichen* für eine Art Ruder zeigt; schon Edlibach berichtet von einem Ruderer auf einem Schiff der fliehenden Zürcher: er «zuck(t) sin ruoder und stieß das in den gransenring und huob die strichen, bis sy entrunnend gan Rapperswil».

Mit *ab-strichen* teilt das einfache Zeitwort die Anwendung auf den Meßvorgang bei Hohlmassen, der mit dem walzenförmigen *Strich-Holz* oder der *Strichen* erfolgt und in älterer Zeit nicht nur auf das Trockenmaß beschränkt war, sondern auch für Wein galt, so daß im 15. Jahrhundert in Zürich das Amt der «winstricher» bestand. Wie *be-strichen* bezeichnet *strichen* «den zu Bettzeug angeordneten Barchent mit einem Kompositum von Wachs, Harz und feinem Mehl überziehen», wofür weiterhin *licken* gesagt wird oder besser wurde, da der Vorgang der jüngern Generation fremd geworden ist. Welche Bedeutung er in der ältern Zeit hatte, dafür gibt die reiche Belegauswahl unter *be-strichen* beredtes Zeugnis, aus der unter anderm hervorgeht, daß die Vornahme der Arbeit auf öffentlichen Plätzen (so in Zürich 1440 «uf der bruggen») Anlaß zu allerlei zum Teil recht derbem Spaß und Unfug bot, und daß die Obrigkeit in Bern und Zürich im 15. und 16. Jahrhundert sich veranlaßt sah, sie auf Friedhöfen zu verbieten.

Wo die Möglichkeit fehlt, in die zeitlichen Tiefen der Wortgeschichte zu dringen, kann es schwierig sein, etymologische Zusammenhänge oder Verschiedenheiten zu erkennen; ein Beispiel dafür bieten vier Wortsippen mit dem Stamm *strūch*. Die erste, die sich um die Bedeutung «rauh, wild, ungestüm sein, handeln» zu bewegen scheint, hat in einem einzigen, dazu noch spezialisierten Beleg

aus dem Tierbuch von 1563 und dem einmaligen mhd. *strūch* einen schwachen Boden. Die zweite Gruppe, eine Krankheitsbezeichnung ausgesprochen östlicher Heimat, hängt vielleicht mit der ersten zusammen. Von der dritten, hauptsächlich vertreten durch ein nur schweizerisches Bauernwort *strūchen*, oberflächlich pflügen, läßt sich vielleicht zur ersten, aber auch zur vierten eine verbindende Wegspur finden. Diese bringt die Verben *strūchen* und *strūchlen*, straucheln, aber nur aus der alten Sprache. Daran schließen sich dann noch das nicht bodenständige *Strūch*, Strauch, und vier Wörter, deren *str-* nur eine Nebenform von *st-* darstellt. Die *Stūche*, das bekannte weibliche Kleidungsstück, erscheint in einer Zürcher Angabe als *Strūche*. Dazu bringt ein Zürcher Beleg von 1608 die Kollektivform *G'strūch*.

Wie Zwillinge muten *strodle* und *strudle* an; beide bezeichnen zunächst das Geräusch bewegten Wassers, besonders das heftige wallende Sieden; aber auch Menschen können *strodle* oder *strudle*, d. h. hastig und unüberlegt arbeiten, übereilt handeln. Zusammen mit ihren Synonymen *bradle*, *brodle*, *brudle*, *sprodle*, *sprudle* für «heftig sieden», *pfudle*, *sprudle*, *strable*, *stroble*, *struble* u. a. für «hastig arbeiten», zeugen sie für eine geradezu spielerische Art der Wortschöpfung.

Ins Gebiet des Volksglaubens führt ein zweites Wort *Strudel* oder *Strüdel*, wie es größtenteils lautet; es ist zur Hauptsache im Berner Oberland und im Wallis beheimatet und bedeutet Hexe oder Hexenmeister, *īne*, *wa mēcha as numme Brōt esse*, wie ein Guggisberger definiert. In seiner Reisebeschreibung des Berner Oberlandes (1816/17) erzählt J. R. Wyß, «das Rothenthal an der Jungfrau soll ein Aufenthalt der Strüdeln seyn», und Luzerner Akten von 1549 berichten von einem gefangenen Bettler, er sei «ein unhulden oder strüdel», an der Folter habe er gestanden, «daz er ein strüdel ist, und namlich hat er in wälschem land vil bös wätter gemacht». Von

diesen Wahnvorstellungen sticht die Aufschrift wohlthuend ab, unter der 1519 in Bern eine Verleumderin an den Pranger gestellt wurde: «Dise aberglöubige buobin, so hie gegenwürtig stat . . . hat fromm, biderb erenlüt angeben und geleidet, si sient strudel und hexen.»

Zürich, im März 1950.

**Namens des Leitenden Ausschusses
für das Schweizerdeutsche Wörterbuch**

Der Präsident:

Der Schriftführer:

Regierungsrat Dr. R. Briner Prof. Dr. R. Hotzenköcherle

Betriebsrechnung 1949

E i n n a h m e n	Fr.
1. Saldo aus Rechnung 1948	25 099.73
2. Bundesbeitrag	30 000.—
3. Kantonsbeiträge (inkl. Fr. 2713.30 in natura vom Kanton Zürich)	27 064.—
4. Beitrag Stadt Zürich	3 000.—
5. Beitrag Antiquarische Gesellschaft in Zürich	1 000.—
6. Abrechnung Huber & Cie., Frauenfeld	3 098.80
7. Verschiedenes	29.40
8. Zinsen (abzüglich Gebühren)	3.90
9. Von Pensions- und Zulagenfonds: Bezug	5 000.—
Rückstellung	4 699.08
10. Rückstellung in Rechnung 1948	1 200.—
	100 194.91

A u s g a b e n	Fr.
1. Besoldungen und AHV:	
a) ordentliche Besoldungen	58 194.50
wovon 48 495.42 = 100 % aus Betr. Rechn.	
9 699.08 = 20 % T.Zul. aus Pens.-u. Zulagenfonds	
b) außerordentliche Besoldung (Quellenverzeichnis)	3 109.03
c) 4 % AHV	2 118.41
	63 421.94
abzüglich Entschädigung für Militärdienst	77.—
	63 344.94
2. Kantonale Beamtenversicherung	3 030.45
3. Bibliothek	215.32
4. Büromiete inkl. Heizung 1948/49 (ohne Wartung)	2 713.30
5. Jahresbericht 1948	480.60
6. Spesen	653.35
7. Freixemplare	689.90
8. Druck 2 Hefte Wörterbuch	3 555.10
9. Rückstellung für Hefte 136 und 137	2 400.—
	<i>Saldo</i> 23 111.95
	100 194.91

R e c h n u n g s a b s c h l u ß		Fr.
Guthaben auf Postcheck-Konto VIII 9590 per 31. 12. 1949		20 812.87
abzüglich Rückstellung Ziff. 9 Ausgaben		2 400.—
		<u>18 412.87</u>
zuzüglich Guthaben beim Pensions- und Zulagenfonds, Ziff. 9 Einnahmen		4 699.08
		<u>23 111.95</u>
Saldo 1948		25 099.73
Saldo 1949		23 111.95
		<u>1 987.78</u>
zuzüglich Bezug und Guthaben aus Pensions- und Zu- lagenfonds		9 699.08
	<i>Rückschlag</i>	<u>11 686.86</u>

Fondsrechnungen 1949

Pensions- und Zulagenfonds

E i n n a h m e n		Fr.
1. Vermögen Ende 1948		125 408.75
2. Zinsen sowie Kursdifferenzen bei Kauf von Wert- schriften		2 647.85
3. Quellensteuer-Rückvergütung 1948		669.20
4. Rente (Rückvergütung)		2 687.55
5. Legat und Spenden		10 149.—
		<u>141 562.35</u>
A u s g a b e n		Fr.
1. Bankspesen		38.50
2. Verrechnungssteuer auf Ertrag Einlageheft		115.75
3. Rentenkauf wegen Rücktritt eines Redaktors		27 792.40
4. Überweisung an Betriebsrechnung	5 000.—	
Rückstellung an Betriebsrechnung	<u>4 699.08</u>	9 699.08
5. Vermögen Ende 1949		103 916.62
		<u>141 562.35</u>
A b s c h l u ß		Fr.
Vermögen Ende 1948		125 408.75
Vermögen Ende 1949		103 916.62
	<i>Rückschlag</i>	<u>21 492.13</u>

Fonds für Publikationen

E i n n a h m e n		Fr.
1. Saldo Ende 1948		5 337.80
2. Zinsen		113.70
3. Quellensteuer-Rückvergütung 1948		32.25
		<hr/>
		5 483.75
A u s g a b e n		Fr.
1. Bankspesen		4.10
2. Beitrag an die Druckkosten der «Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung»		500.—
3. Verrechnungssteuer auf Ertrag Einlageheft		11.40
4. Vermögen Ende Dezember 1949		4 968.25
		<hr/>
		5 483.75
A b s c h l u ß		Fr.
Vermögen Ende 1948		5 337.80
Vermögen Ende 1949		4 968.25
		<hr/>
	<i>Rückschlag</i>	369.55

Rechnungsrevision

Die Herren Dir. Dr. Hans Escher und Dir. Heinrich Muggli haben als Rechnungsrevisoren die Rechnungen, abgeschlossen auf Ende 1949, geprüft, mit den Belegen verglichen und in Ordnung befunden.

Bisher erschienene Bände des Wörterbuches

- I. 1344 Spalten. Bearbeitet von F. Staub und L. Tobler. *Inhalt*: Vokale, F.
- II. 1840 Spalten. Bearbeitet von F. Staub, L. Tobler, R. Schoch. *Inhalt*: G, H.
- III. 1574 Spalten. Bearbeitet von F. Staub, L. Tobler, R. Schoch, A. Bachmann, H. Bruppacher. *Inhalt*: J, K, L.
- IV. 2038 Spalten. Bearbeitet von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher, E. Schwyzer, E. Hoffmann-Krayer. *Inhalt*: M, N, B bis Buzg.
- V. 1318 Spalten. Bearbeitet von A. Bachmann, H. Bruppacher, E. Schwyzer, R. Schoch. *Inhalt*: Bl bis Qu.
- VI. 1938 Spalten. Bearbeitet von A. Bachmann, H. Bruppacher, E. Schwyzer, H. Blattner, J. Vetsch, J. U. Hub-schmied. *Inhalt*: R.
- VII. 1786 Spalten. Bearbeitet von A. Bachmann, E. Schwyzer, J. Vetsch, O. Gröger, H. Blattner, W. Wiget. *Inhalt*: S bis S-z.
- VIII. 1760 Spalten. Bearbeitet von A. Bachmann, E. Schwyzer, O. Gröger, unter Mitarbeit von W. Hodler und K. Stucki. *Inhalt*: Sch bis Sch-z.
- IX. 2280 Spalten. Bearbeitet von A. Bachmann, E. Schwyzer, O. Gröger, W. Clauß. *Inhalt*: Schl bis Schw.
- X. 1846 Spalten. Bearbeitet von A. Bachmann, O. Gröger, W. Clauß, E. Dieth, G. Saladin, C. Stockmeyer, I. Suter. *Inhalt*: Sf bis Stuck.
- XI. Bisher 2112 Spalten. Bearbeitet von O. Gröger, G. Saladin, C. Stockmeyer, I. Suter, H. Wanner. *Inhalt*: Stal bis strâffen.

Verzeichnis der literarischen Quellen mit den dafür gebrauchten Abkürzungen. 66 S. Frauenfeld 1903.